

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

18]

„Ich möchte im voraus gar nichts sagen, Herr Rentant. Ich bringe einen Sachverständigen mit. Wenn ich etwas in die Hand nehme, muß ich ganz sicher gehen, sonst laß ich die Finger davon.“

Als sich der Krämerskarl bei dämmerndem Abend auf den Heimweg begab, rechnete er bereits mit der Tatsache, daß der Steinbruch in Betrieb gesetzt werde. Der Herr Bisping war ein prächtiger Mensch. Unverstellt und ausbündig gescheit. Der würde der Gemeinde unschätzbare Dienste leisten. Fünzig, auch hundert Arbeiter fanden durch ihn ihr Brot. Geld kam in Fluß. Auch die Kasse würde ihren Vorteil davon haben. Wie sich das getroffen hat! Großartig! Aber den Zufall beim Schopf zu fassen, da lag der Hund begraben. Er, der Krämerskarl, hatte den Mann mit der Nase auf den Steinbruch gestoßen. Er war's wieder, der die Regel schob. — — —

Die alte Bauernregel traf zu: Wie's wettet um Bartholomä, so wettet's im ganzen Herbst. Der Regen hörte nicht auf. Bei all der Nässe wollte das Getreide nicht reifen. Auch die Kartoffelstauden zeigten die unheilbringenden braunen Flecken. Uebertrug sich der Krankheitsstoff auf die Knollen, war die Ernte größtenteils vernichtet. Daß aber der Landmann nicht ganz verzagte, lieferten die Wiesen und Weideflächen eine Ueberfülle von Futter. Wohl dem, der sagen konnte: Gibst du deinem Vieh, so gibt es dir wieder!

Auf seiner Gewann am hohen Rain mühte sich der Margolfspeter, einen Graben zu ziehen. Der Regen schlug ihm ins Gesicht und mischte sich mit dem Schweiß, der ihm aus allen Poren drang.

Gerade hielt er mit seiner Arbeit inne, sich ein bißchen zu verschauen, als ihn der Daniel Moll ansprach, der, den Karst auf der Schulter, vom Nachbarfeld kam.

„Heut braucht man kein' Staubwein zu trinken, Peter.“

„Nee.“

„Ich sein vor lauter Ruinierung ganz steif und hilf' kein Gurgeln und Nergeln. Das Wasser tut die Arbeit fressen.“

Der Margolf nahm die Mütze ab, trocknete mit seinem Schnupftuch die feuchte Stirn und sagte: „Was von der Frucht bleibt, wird stödig und mürb.“

Der Daniel trat näher.

„Das Heu hat, scheint's, dies Jahr auch seine Raupen. Da erzähl' mir vorhin der Kaspar Benner. Se steckt gest' abend die Raupen voll und geht aus 'm Stall. Auf einmal macht sich das Vieh los und springt und tobt wie narrig erum. Se wußt sich gar net zu helfen. Zum Glück kam der Nöckelsheinrich dazu. Der kennt sich in den Sachen aus. Und schlug den Tieren dreimal auf die Schnut. Und macht ein Gefahn. Da waren sie fromm wie die Rämmer.“

„Ich sein dadrüber gar net verstaunt,“ sagte der Peter Margolf, „der Kaspar hat die Wiesen im Totengrund gepacht'. Vater selig is dort emal auf Irrkraut getappt und fand bei helllichem Tag net heim.“

Er nahm den Spaten zur Hand, den Graben weiter abzuhöhlen.

Der Daniel Moll setzte seinen Karst auf den Boden.

„Ich hätt noch was mit dir zu schwächen, Peter.“

Der Margolf blickte auf.

„No?“

„Ich wüßt deiner Marie ein'.“

„Wen dann?“

„Dem Selzer sein' Hannbast.“

„Den Afrikaner?“

„Ja.“

„Se spielt gern den Prahler und macht sich vor den Leut' dieß, daß er nach Gott und der Welt nix fragt. Das gefällt mir net. Sonst hätt ich nix gegen ihn einzuwenden.“

Der Daniel Moll war vom alten Selzer beauftragt, den Margolfspeter auszuforschen, wie der die Freite des Hannbast aufnehmen würde.

„Der Jung,“ trat er für seinen Schützling ein, „is mit dem Militär über der Pfütz gewest. Das hat ihn ein winkl verzwirbelt gemacht. Aber das gibt sich. Se is hinter seinem Werk her und schafft für zwei. Das muß ihm der gelbe Neid lassen. Und daß seinem Vater der Mehlsack stäubt, das weißt du so gut wie ich. Der Hannbast kriegt ein' Bußen mit.“

Der Peter schnäuzte sich und sagte: „Beim Geiraten tragen alle Weder Weizen. No, so schnell schießen die Breußen net. Ich will's net verreden, aber ich möcht das Mädchen jetzt noch net entbehren.“

Der Daniel hob die Hand.

„Peter, werf's net fort!“

Der Margolf wandte sich ab.

„s'preßiert mir net.“

Weiter ward über die Sache nicht verhandelt.

Als der Freierrmann sich entfernt hatte, sprach der Margolf zu sich: „Der Hannbast ist von vermögenden Leut'. Gleich sucht sich, gleich findet sich. Ich werd' emal mit der Marie schwächen. 's mag aber laufen, wie's will, ich tu mich net ehnder aus, ehnder ich mich leg.“

Beim Mittagläuten kam er heim und ging in die Wohnstube, wo die Marie sich anschiedte, den Tisch zu decken.

„Der Daniel Moll,“ fing er an, „is vorhin bei mir gewest. Se spricht, dem Selzer sein Hannbast hat ein Aug' auf dich. Wie is es dann mit dir?“

Sie sah ihn frei an und sagte: „Nee.“

Eine Unmutsfalte trat auf des Bauers Stirn.

„Du hast das „Nee“ ja merkwürdig schnell parat.“

„Ja'e Röte überflammte ihr Gesicht.“

„Ich nehm nur ein', den ich gern hab, Vater.“

„Das Ueberzwerche sein ich von dir gewohnt.“

„Ich bin, wie ich bin, Vater.“

„Larifari! Lest hat die Walkmüllern ballatscht, du hätt'st dir ein Gerenn mit dem Lehrer angeschafft. Ich hab ein' Loch getan. So ein hungriger Schulmeister bild't sich ein, er brauch't nur den Finger auszustrecken, und 's hängt ein reich' Mädchen dran. Prostemahlzeit! 's könnt sein, du hätt'st dir was in Kopf gesetzt. Daß du's nur weißt: draus wird nix. Und wann du anhältst wie das kanäisch Weib!“

Er ging mit schweren Schritten hinaus. Krachend fiel die Tür hinter ihm ins Schloß. Die Marie stand wie an den Boden gewurzelt. In ihren Zügen drückte sich ernste Entschlossenheit aus. Sie hatte Weilandt Schweigen gelobt. Daran hielt sie unerbürlich fest. Wenn die Stunde kam, würde er für sie sprechen. Und es war ihr, als vernähme sie seine Stimme: „Die Marie und ich, wir gehören zusammen. Uns wird keine Macht der Erde trennen!“ Ein warmer Strom drang ihr ans Herz. Der liebe Mann! Moch'e kommen, was da wollte. Für ihn war ihr kein Opfer zu groß.

VII.

Bald nach der Unterhaltung, die er mit dem Krämerskarl in Herbststein gepflogen, beichtigte der Bauunternehmer Bisping in Begleitung eines Sachverständigen den Steinbruch am Hornerhang. Eine volle Stunde kletterten die beiden hin und her, nahmen Gesteinsproben, die sie eingehend untersuchten, und begaben sich dann in das Haus des Bürgermeisters, wo sich die Vertreter der Gemeinde versammelt hatten. Der Sachverständige, ein beweglicher älterer Herr, um dessen Lippen ein Zug versteckten Spottes schwebte, hielt eine Ansprache, die von den Bauern mit offenem Mund angehört wurde. Die oberheffische Basaltindustrie, sagte er, habe im vergangenen Jahre hundertdreißigtausend Tonnen Bausteine und Schotter verschickt. Wenn sie erst die Ausdehnung gewonnen habe, deren sie fähig sei, werde man unschwer die doppelte Ziffer erreichen. Der Augenschein habe ihn gelehrt, daß die Ausbeutung vielfach mangelhaft und hinter der Zeit zurückgeblieben sei. Was den Bruch am Hornerhang angehe, so könne er Erscheinungsform und Lagerung des Gesteins als günstig bezeichnen. Freilich dürfe er nicht verschweigen, daß der Sonnenbrand dem Basalt gefährlich werde. Doch könne man sich hier mit Schutzdächern helfen. Im großen ganzen sei das Material vorzüglich. Er begrüße es daher mit Freuden, daß ein Mann wie Herr Bisping den Bruch nach langem Stillstand wieder aufschließen

wolle. Der Kostenaufwand sei jedenfalls bedeutend. Er hoffe, daß das Entgegenkommen der Gemeinde Herrn Bisping ermutige, dem Unternehmen sein volles Interesse zuzuwenden.

Der Bürgermeister zeigte sich bereit, den Steinbruch an Bisping zu verkaufen. Dieser erklärte, vorläufig komme für ihn nur eine Pachtung in Betracht, doch habe er einen späteren Kauf in Aussicht genommen. Wegen der Pachtsumme erwarte er die Vorschläge des Bürgermeisters.

„Da fällt mir was ein,“ richtete der Dürrehannes an den Bauunternehmer das Wort. „Wie der Elmenröder selig den Schutt am Hornerhang hat abräumen lassen, is einer von den Rippern auf drei Goldgulden gestoßen. Ich will emal annehmen, Sie pachten den Bruch und finden Geld. Wie stellen Sie sich dann dadezu?“

Bisping lächelte.

„Daruüber gibt's eine gesetzliche Bestimmung. Die eine Hälfte gehört dem Finder, die andere fällt der Gemeinde zu.“

„Das is schäd,“ meinte der Dürrehannes, „mir könnte das Ganze gebrauchen.“

„Ich glaub's Ihnen gern,“ sagte Bisping, „aber es ist doch besser, Sie kriegen die Hälfte, als daß das Ganze in der Erde stecken bleibt.“

Der Bemerkung wurde Beifall gezollt, ja sie brachte den Dorfvätern gleich eine hohe Meinung von der Gescheitheit des Unternehmers bei.

„Morgen is Sitzung,“ beschied ihn der Bürgermeister, „ich denk, daß wir einig werden.“

Während der Sachverständige im „Mitter“ einen Imbiß nahm, suchte Bisping den Krämerskarl auf, diesem über die Befichtigung des Steinbruchs und über die Verhandlung im Bürgermeisterhaus Bericht zu erstatten. Jetzt wo der Winter vor der Tür stand, würde man sich darauf beschränken, das Gestein am Hornerhang freizulegen. Drei, vier Leute konnten die Arbeit gut bewältigen. Unterdessen würde Bisping nach Abnehmern Umschau halten und alles in Bereitschaft setzen. Im Frühjahr sollte dann der Betrieb in vollem Umfang eröffnet werden. Bisping dachte an hundert Ripper. Vom Bruch sollte eine Feldbahn zum Klopwerk führen, für dessen Anlage der Platz am Gänsborn geeignet schien. Dazu kam die Dampfmaschine. Dreißigtausend Mark würden im Nu vorausgibt werden, reichten aber noch lange nicht hin, alle Bedürfnisse zu decken. Freilich sollte der Steinbruch in großem Stile betrieben werden, sollte für die hessische Basaltindustrie vorbildlich sein.

Der Krämerskarl war Feuer und Flamme.

„Wer Großes will,“ warf er hin, „hat's halb getan. Ich kann aus eigener Erfahrung sprechen.“

„Meinen Wohnsitz behalte ich in Lauterbach bei,“ legte der Bauunternehmer weiter seine Pläne dar. „Das bin ich meiner Frau schuldig. Im Dorf, wo kein Arzt zu haben ist und auf mancherlei Bequemlichkeiten verzichtet werden muß, ist ihre Existenz einfach unmöglich. Zwei-, dreimal in der Woche werde ich selbst herüberkommen. Ich stelle natürlich einen Aufseher an. Aber trau, schau, wem! Ein Kollege von mir im Lumdatal ist, wie ich kürzlich gehört habe, durch einen spitzbüßischen Werkführer um ein großes Kapital beschwindelt worden. Ich brauche jemand, auf den ich mich ganz und gar verlassen kann, der in meiner Abwesenheit nach dem Rechten sieht. Und da hab ich an Sie gedacht, Herr Rendant. Ich verlange das nicht umsonst. Ich zahle Ihnen für Ihre Mühe-waltung jährlich tausend Mark.“

(Fortsetzung folgt.)

Anna Marias Logik.

Von Clarice Tartufari.

Sie waren ihrer siebzehn und lachten alle unbändig, angeregt von Speise und Trank und von Anna Marias Erzählung ihres Traumes.

Von einem duftenden Truthahn träumen, der auf der gedeckten Tafel steht, ist schon nicht idel; aber in dem seltsamen Traumbilde drei Lotterienummern mit dem Gewinn von über 200 Lire zu erblicken, ist ein ganz außergewöhnlicher Fall, der auch nur der glückhabenden Anna Maria zustößen konnte. Ein . . . Schweineglück!

Der Sohn Epio und der Gatte Romolo verursachen ihr keinen Verdruß, im Gegenteil, sie tragen zu ihrem Ansehen bei: der erstere dadurch, daß er den ganzen Tag vor dem Haustore steht, mit der Zeitung in der Hand und der Zigarre im Munde; der andere dadurch, daß er, eine beträchtliche Rundung und ein fettglänzendes Aussehen aufweisend, alle Brasser des demokratischen Stadtviertels Eau Lorenzo mit seinen Verdauungsfähigkeiten übertrifft. Weber der eine noch der andere macht sich in Anna Marias Angelegen-

heiten. Vorausgesetzt, daß die Mahlzeiten zur vorgeschriebenen Zeit fertig sind und sie genügend Kleingeld durchzubringen haben, lassen sie Anna Maria allerlei Geschäfte treiben, unentbehrliche Gegenstände verpacken, die Miete nicht bezahlen und sich aus dem Hause jagen. Ihre Philosophie läßt die beiden Männer sich in alles finden in den bösen Tagen und sich munter und zärtlich zeigen in den guten Tagen. Zwei Prachtmädchen, zwei Perlen, wahrhaft würdig, eine Frau von dem Schlage Anna Marias zu besitzen, die sich aus dem Elend nichts macht und sich nicht schämt, das Glück beim Schopf zu fassen, dabei ihren Erfolg nicht verbirgt, sondern Verwandte und Freunde ins Freie einladet und es dabei hochhergehen läßt. Ein anderer Mensch, der im Lotto über 200 Lire gewinnt und wie Anna Maria nach allen Richtungen hin Schulden hat, hätte sich bereit, die Gläubiger zu beruhigen, nicht wahr? Sie hingegen veranstaltete ein Fest in Cessati Spiriti und läßt die Gläubiger ruhig Gist und Galle speien.

Eben ericholl ein Chor von Flüchen gegen die verhasste Klasse Hauseigentümer, Väter, Schlächter, Krämer, alles gierige Menschen, die nur daran denken, bezahlt zu werden. Die lustige Gesellschaft verschlingt inzwischen Schüsseln voll saftiger Fleischschnitten und leert die bis an den Rand gefüllten Weinbecher.

Anna Maria lautete mit befriedigter Eigenliebe der von der Festversammlung gehaltenen Lobrede. Als dann Schweigen eintrat, indem man eine Pyramide von erlesenem Fritto bestärkte, begann Anna Maria zu sprechen und methodisch die Regeln des Lottospiels zu erklären. Sie sprach gelassen, mit vollem Munde, unterbrach sich oft, um das Glas in einem Zuge zu leeren und mit den Fingern in die gemeinsame Schüssel zu greifen. Das Lottospiel sei ein wahres Geschenk der Vorsehung. Man bringt jede Woche 2—3 Lire aufs Lottobureau, und nach einem Jahre, vielleicht erst nach fünf oder sieben oder gar zehn Jahren, ganz unerwartet, gewinnt man eine Terne mit dem Gewinn von 200 Lire. Postasse und Sparkasse? Diebeseinrichtungen der Regierung, Schläge, Vortpiegelung, um die Dummen zu fangen.

Dahingegen sei das Lottospiel eine öffentliche und ehrliche Sache, denn wenn die fünf Nummern aus dem Glücksrad herauswollen, so kann nicht einmal der Ewige Vater es verhindern, daß der kleine Junge mit den verbundenen Augen sie erfäßt. Man verliert oft, fast immer, das ist wahr, aber was macht das? Wenn man gewinnt, gewinnt man, und das Gold wird einem in klingender Münze auf den Tisch gelegt, und man kann es nach Herzenslust vertun. Wer schlecht vom Lotto denkt, beweist, daß er nie gewonnen hat, und wenn er nie gewonnen hat, so bedeutet das, daß er kein Glück hat, und wer unterm bösen Glück geboren ist, der gehe hin und stürze sich ruhig ins Wasser!

Die Tischgenossen stimmten dieser Rede zu mit gierig leuchtenden Augen und weinerglähten Gesichtern, während die Sonne in einer Apotheose von feurigen Strahlen unterging, und in der Ferne sich die Hügel Latiums in ein grünes mit Silber durchwirktes Band auflösten. Die Luft war so kristallklar, daß die Castelli romani deutlich hervortraten; auf dem Gipfel schimmerten, in leichten Dunst gehüllt, die Häuser von Montuave; etwas tiefer erblickte man Grottaferrata, weiß leuchtend in goldigem Wasserstaub; noch weiter unten Frascati, weich in Grün gebettet und von bunten Lichtblitzen betüpfelt; dann Monteporzio, einsam daliegend in seiner Rundform; Marino, das, von einer feuerglühenden Wolke in Purpur gekleidet, gleich einem Siegeslabarum am Himmel zu schweben schien; links die lange Flucht der schlanken, ebenmäßigen Aquädukte.

Inzwischen hatte sich auf der Veranda der Trattoria der Freudelärm von Tisch zu Tisch verbreitet.

Die Hände suchten mit Messern und Gabeln und ließen den Blutrotten und den goldgelben Wein im Abendlichte funkeln.

Es war das Allerheiligentfest, der 1. November, und scharfenlos mußte man sich der Freude hingeben. Man ist kein echter Römer, wenn man nicht die Oktobertage bis in die Mitte des November ausdehnt! Der Sommer ist heiß; der Winter kalt; der Herbst nur ist schön. Im Herbst reißt in den Weinbergen, es gärt der Wein.

Es lebe Noah! Es lebe der Herbst! Nieder mit dem Wasser und nieder mit dem Elend!

Die bestellten und geleerten Fiaschi waren nicht mehr zu zählen. Der Wein floß über in den gar so schnell wieder gefüllten Gläsern, die Worte brachen ab, die Augen bligten wild auf, der Frohsinn nahm den Charakter und Umfang eines Bacchusfestes an. Am äußersten Ende der Veranda spielte ein Orgelmann unentwegt, drei junge Mädchen tanzten den Saltarello, wanden sich, drehten sich auf den Fußspitzen, beugten den Oberkörper vor, warfen die Arme zurück, stampften mit den Füßen, glitten leise dahin, fielen fast, brachten sich wieder ins Gleichgewicht, standen aufrecht, herausfordernd, wie rasend, das Haar aufgelöst, die Wangen in Blut, der Mund halbgeöffnet, die Augen schmachend in unbewußter wilder Wollust. Einige der Gäste stimmten ein in das Ritornell des Volksliedes und begleiteten ihren Gesang, indem sie mit den Messern an das Geschirr schlugen und mit den feinsten Fingern auf die stark eingefettete Tischplatte hämmerten.

Alles wäre in der Gesellschaft, bei der Anna Maria volle Anerkennung fand, friedlich verlaufen, wenn nicht der Kellner versucht hätte, ihr einen Schelmstreich zu spielen. Er setzte in die Mitte des Tisches die schon zerlegten gebadenen Hühner und eilte dann nach einer anderen Stelle der Veranda, von wo man ihn gar nicht gerufen hatte. Anna Maria, ohne viel Federlesen, steckte die Finger

in die Bratenschüssel, zählte höchst gewissenhaft die Flügel der mageren Tiere, winkte dann mit lautem Ruf den Kellner heran und fragte ihn spöttisch: „Du, sag mal zehn und zehn, wieviel macht das?“

Die Sache ins Lächerliche ziehend, erwiderte der Kellner: „Ich habe einen dummen Schädel, und Rechnen ist immer meine schwache Seite gewesen.“

„Wenn Du einen dummen Schädel hast, so schilt Deine Mutter aus, die Dich geschaffen hat,“ schrie Anna Maria wütend. „Ich habe zehn Hühner bestellt und Du bringst mir dreizehn Flügel?“

Der Kellner setzte eine freche Miene auf, blinzelte mit den Augen und entgegnete: „Sagt, habt Ihr nie einen Menschen ohne Beine oder Arme gesehen? Wenn das den Menschen passiert, warum sollte das nicht auch bei den Tieren vorkommen können?“

„Gebratene Menschen esse ich nicht!“ rief Anna Maria noch entzückter.

Da er mit seinem Latein fertig war, gab der Kellner eine beleidigende Antwort, was einen Tumult hervorrief. Romolo warf ihm eine Reihe Schimpfworte zu und Epio, der besonders in der Trunkenheit kampflustig war, packte ein halbes Huhn beim Bein mit der Absicht, es dem Betrüger ins Gesicht zu schleudern. Aber das Huhn hielt nicht die vorgeschriebene Kurve inne, sondern traf den Kopf eines jungen Mannes, der am Nebentische saß.

Der Betroffene wandte sich Epio zu und sagte gereizten Tones: „Du, Menelik!“ (diesen Namen des abessinischen Negus wendet das italienische Volk gern als Redewort an. D. V.), behalte die Knochen auf Deinem Teller!“

Epio erhob sich, sah den Beleidiger scharf an und rief entflammten Mutes: „Was sagst Du? Was willst Du von mir? Bist Du des Lebens müde?“

Der andere scherzte schon wieder mit seinen Nachbarinnen und überhörte die herausfordernden Worte.

Fragen, Drohungen, Friedensvorschläge, Hornesausbrüche, Vorwarnungen, Anreizung zur Herausforderung wurden hörbar, währenddessen sich der Kellner, glücklich, daß seine Angelegenheit diese Wendung genommen hatte, aus dem Staube machte, in der Ueberzeugung, daß jetzt niemand mehr der 13 Flügel gedenken würde.

Man begann wieder zu essen und zu trinken und nagte, obwohl man satt war, an den Hühnerknochen, dabei beunruhigt durch ein dumpfes Gefühl von Mut, das sich noch steigerte unter dem schädlichen Hauch der Trunkenheit.

Nur Epio ah nicht, leerte aber ein Glas nach dem andern. Er konnte das Wort Menelik gar nicht verdauen. Es blieb ihm gleich einem Knochen quer im Halse sitzen. Er grubelte und grubelte über den Sinn, sagte sich das Wort laut vor, um den Klang zu erforschen, die Silben zu zählen.

Nach und nach nahm das Wort für ihn die Bedeutung einer furchterlichen Beleidigung an. Sich Menelik nennen zu lassen, ohne sich dagegen zu wehren, schien ihm der Gipfel aller Schande. Und so erhob er sich von seinem Platz, wenn auch etwas schwankend, die Hände in der Tasche, der steife Hut in die Stirn gerückt. Mit der hartnäckigen Ruhe des Römers näherte er sich seinem Widerpart, berührte dessen Schulter und sagte, sich leise von rechts nach links wiegend: „Bist Du es, der mich Menelik genannt hat?“

Der Angeredete wandte ihm das lustige, geröthete Gesicht zu und fragte nur seinerseits, beim Lachen zwei Reihen weißer Zähne zeigend: „Was gefällt Dir der Name Menelik nicht?“

„Nein, er gefällt mir nicht!“ entgegnete Epio noch ruhiger, während sein Gesicht marmorbleich geworden war und seine Lippen bebten.

Anna Maria, die einem Haufen Hühnerköpfe das Gehirn auslog, hatte von dem Vorgang nichts bemerkt.

„So? Der Name Menelik gefällt Dir nicht?“ wiederholte der Spatzvogel mit einer unvergleichlich schallhaften Miene. „Du hast Unrecht, der Name Menelik scheint extra für Dich gemacht zu sein.“

„Er gefällt mir nicht!“ wiederholte Epio mit etwas rauher Stimme, während sich die Finger seiner rechten Hand in der Hosentasche zusammenkrallten.

„Gut, wenn Dir der Name Menelik nicht paßt, so nenne ich Dich Menelat.“

Der Einfall machte Eindruck, die beiden Gefährtinnen des Spatzvogels hielten sich vor Lachen die Seiten.

„Weder Menelik, noch Menelat!“ protestierte Epio mit gerunzelter Stirn und zusammengebissenen Zähnen, tat dann einen Sprung rückwärts und stürzte sich mit lagenähnlicher Bewegung auf den Verhörer. Das Blitzen einer Klinge, der erstidte Klang eines Kluges, ein Aufschrei, ein Blutstrom, ein Klüden von Stühlen, ein Herbeistürzen von Menschen, der Herausforderer am Arm verwundet, Epio in der Dunkelheit der Nacht entflohen . . .

Nachdem die erste Bestürzung gewichen war, konnte man feststellen, daß die Wunde nicht gefährlich sei. Da Wäcker nicht zugegen waren und der Wirt aufs inständigste hat, sich nicht in Konflikt mit der Polizei zu bringen, kam man allgemein überein, die Sache zu vertuschen. Der Verwundete wurde mit dem verbundenen Arm in einen Wagen gehoben und in seine Wohnung gefahren.

Anna Maria war geradezu wütend auf ihren Sohn und hörte während des Heimwegs nicht auf, ihn zu verwünschen. Epio sei eine Kanaille, die ihr keine Minute Ruhe gelassen. Schon vor der Geburt habe er gezeigt, wie er sei, indem er sie neun Monate mit

Schwindel und dergleichen gequält, als Baby habe er Rag und Nacht wie ein Adler geschrien, als Straube aus seines Vaters Pfeife geraucht und Steine in die Straßenlaternen geworfen; jetzt wo er groß war, sei er anmaßend, faul, gefräßig, Mädchenjäger, habe immer einen Fluch im Munde und das Messer in der Hand. Anna Maria schwor, sie würde keinen Centesimo hergeben, um ihn aus der Patsche zu ziehen, in die er sich gestürzt; im Gegentheil, da sie ganz gut wisse, wo er sich aufhalte, wolle sie ihn selber holen und ihn den Karabinieri ausliefern und den Richtern klipp und klar sagen, was für ein leederer Bissen ihr lieber Sohn für den Galgen sei.

Als sich die Gesellschaft in den düsternen Gassen von San Lorenzo zerstreut hatte und sie und ihr Mann sich, ohne zu wissen wie, in ihrem engen, feuchten Stübchen befanden, schwor Anna Maria mit feierlicher Gebärde, beim Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste, daß sie ihren Sohn bis in die Ewigkeit verleugnen würde.

Raum war sie am folgenden Morgen erwacht, so sprang sie bekümmerten Herzens aus dem Bett, verließ weinend das Haus und rannte dahin, wo sich, ihrer festen Ueberzeugung nach, Epio verborgen hielt: dem Laden seines Freundes. Sie fand ihn, warf sich auf ihn, preßte ihn zum Ersticken an sich, beneßte ihn mit ihren Tränen, nannte ihn Fleisch von ihrem Fleisch, die Freude ihres Lebens, stempelte ihn zum besten aller Söhne, pries seine Tugenden und schloß mit den stolzen Worten: Wer im Schatten der St. Peterskluppel geboren sei, der lasse sich nicht einmal vom Heiligen Vater mit Häfen treten! Ohne Atem zu schöpfen, stürzte sie dann nach der Wohnung des Verwundeten und sprach dort mit der überzeugenden Beredsamkeit eines verteidigenden Advokaten aus der Zeit der Ciceros.

Dann holte sie, um das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist, den Gatten und den Sohn und lehrte mit ihnen in das Haus des Kranken zurück, um den Frieden zu besiegeln, und das mit einer Flasche Rosolio, die sie unterwegs bei einem Likörfabrikanten erstand. Epio woltete sich die Wunde ansehen, was der andere ablehnte, indem er erklärte, es sei nur ein unbedeutender kleiner Stich.

Anna Maria lachte vor Freude, trodnete sich die letzten Tränen und erklärte, nun alles wieder in bester Ordnung war, daß der 2. November, der Totentag, auch geehrt werden müsse; daher schlage sie vor, daß man im Hause des neuen Freundes speise; die Kosten wolle sie tragen. Der Vorschlag wurde mit großer Begeisterung angenommen, und Anna Maria gab dem allgemeinen Gedanken mit einem ihr eigenen gewichtigen Satz Ausdruck, die ihr allemal Ansehen und Ehre verschafften: „Wehe, wenn es in der Welt kein Leid, Tränen, Verwirrungen, Kämpfe, Krankheiten gäbe! Das Leben würde so langweilig sein, daß niemand Mut und Lust hätte, es zu leben.“

Ganz brüderlich, mit großer Herzlichkeit und ungeheurem Appetit setzte man sich an den gedeckten Tisch.

(Deutsch von C. Brenning.)

Die Filmpest.

Nicht von der Kinoseuche rede ich, sondern von einer anderen Modeseuche, die nun auch schon Arbeiterkreise ergreift: Vom „Knipsen“! Ich will gewiß nicht die Kunst des Photographierens herabsetzen und den ungeheuren Fortschritt auf diesem Gebiet bestreiten. Aber das Photographieren als Massenbetrieb ist eine grauenhafte Sache geworden. Dem nicht nur kann man nichts gekostet nach Hause tragen, wenn man es nur schwarz auf weiß besitzt, sondern was das Licht auf die photographische Platte im Bruchteil einer Sekunde zaubert, ist lange nicht das, was wir in der Kamera unseres Auges, der das photographische Spielzeug ja nur nachgebildet ist, sammeln könnten.

Es liegt in allem rein Technischen eine merkwürdige Ironie. So etwas wie eine Strafe dafür, daß wir uns mit untergeordneten Hilfsmitteln begnügen, wo wir doch alle über viel Größeres verfügen, wenn wir es nur erkennen und pflegen wollten. Ich meine die physische Fähigkeit, alle äußeren Dinge, vor allem Landschaften und Stimmungen in der Natur durch unser Auge unmittelbar aufzunehmen und wie durch eine konservierende Lösung den künstlerischen Gehalt des Geschautes durch unsere Seele ins Unterbewußtsein versinken zu lassen. Daß das möglich ist, das zeigt — um ein möglichst prägnantes Schulbeispiel anzuführen — der Fall aller jener Maler und Zeichner, die nach dem Gedächtnis reproduzieren. Ich kenne selber einen alten Akademieprofessor, der tagsüber im Café oder abends im Theater interessante Köpfe durch intensives Schauen sich derart tief einverleibt, daß er in der Nacht vor dem Schlafengehen die Gesichter aus dem Gedächtnis zeichnen kann. Sie sind fast immer porträtähnlich. Aus dieser alten bekannten Tatsache ziehen nur leider die allerwenigsten Wanderer den richtigen Schluß: Jeder Mensch ist bis zu einem gewissen Grade Zeichner, Maler, Dichter, Musiker. Mit anderen Worten: es gibt keine menschliche Fähigkeit, die der einzelne nicht in irgend einem Grade selber besäße. Die Zeichnungen in den Wohnhöhlen unserer Vorfahren aus der Steinzeit lehren uns, wie stark damals schon der Mensch künstlerisch produktiv war. Das bildnerische Talent im Menschen und seine Anlagen zum Zeichnen und Malen werden nun aber durch die handwerkmäßige Liebhaberephotographie am meisten unterdrückt. Daß manche Menschen erst durch das Photographieren zu den ersten Schöpfungen gelangen, wird damit gar nicht beirritet, wie denn ein jedes Ding bekanntlich seine zwei Seiten hat.

Da und dort dümmert ja die Abmahnung vom Schaden des Anstehens schon auf und manche Feinsühlige empfinden die Vorspiegelung falscher Tatsachen beim Photographieren recht lebhaft. Die Täuschung seiner selbst und des anderen liegt nämlich darin, daß — künstlerisch ausgedrückt — der schöpferische Vorgang zwischen dem Eindrud einerseits, den der Photograph von einer Landschaft hat, die ihn zur Wiedergabe reizt, und dem Resultat der Wiedergabe andererseits eine ganze Anzahl von Trübungen und Fälschungen durchmachen muß. Wer „nur so zum Spaß“ photographiert, wird das natürlich nicht verstehen und es für überspannt halten. Wer aber sich ständig über sein eigenes Photographieren ärgerd, auch wenn er künstlerisch schon recht ansehnliche Bilder zustande bringt, der weiß, was ich meine.

Aus diesen und manchen anderen Gründen greift mancher Wanderer wieder zum Bleistift und zum Skizzenbuch oder trägt anstatt den Kamera eine Weichschmelze mit Wasserfarben und einen guten Papierblock im Rucksack. Der Wert des Zeichnens und des Malens liegt darin, daß der Wanderer gezwungen wird, einmal das Bild, das er gern mit nach Hause nehmen möchte, intensiv auf sich wirken zu lassen und zwar nach seinen Selbsteinstimmungen, wie nach den allgemeinen Linien, nach seinen Farbentönen, wie nach dem perspektivischen Aufbau. Kurz, er muß den Eindrud in seine Einzelbestandteile zerlegen und dann das erschaute Bild in seinem wesentlichsten Inhalt auf die denkbar einfachste Form in seinem Innern zusammenbringen. Dann erst kann der Vorgang der Wiedergabe beginnen.

So aber lernt man das Schauen und das Schaffen. Selbst wenn das, was er auf das Papier mit Blei oder Farb'n zaubert, auch ein fauler Zauber ist, so hat er doch ein Stückchen der großen Arbeit geleistet, die jedes wirklichen Menschen Aufgabe bildet: die Wunder der Außenwelt in sich aufzufangen und das Aufgenommene dann als eine neue Schöpfung herausgestalten, sich selber zur Freude und manchmal anderen zur Lehre. Zur Lehre, wie man dahinterkommt, nämlich hinter die verhorgenen Herrlichkeiten und Wunder der Welt.

Und das ist immer schon etwas, auf alle Fälle mehr als die billige Selbstbewunderung der zahllosen photographierenden Sonntagstümpfer, die es noch nicht erfährt haben, daß die moderne Technik eine Diebin ist, die uns immer mehr nimmt, als gibt. A. F.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Die Wissenschaft vom Eisbein. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Und nicht jeder aus zwei oder mehreren Bestandteilen zusammengesetzte Name, in dem uns das Wort „Eis“ begegnet, hat mit dem Eise, dem richtigen Wintereise, etwas zu schaffen. Die Lutherstadt Eisleben heißt nicht so, weil es in ihr besonders kalt ist, sondern weil sie einst das Leben (Erbe) eines Jio war. Das Dorf Eisfeld bei Hildburghausen an der Weiler sowie Eisdorf bei Lützen heißen so nach einem altdeutschen Personennamen Egio (Eio), und der Ort Eisdorf bei Halberstadt führt gar seinen Namen auf die merkwürdige Form Aulhardesdorp zurück. Wir haben ferner eine Anzahl von eisigen Familiennamen, die aber ebenfalls nicht das geringste mit dem Eise zu tun haben. So stellt der Familienname Eising nur eine ange deutliche Form des biblischen Namens Jsaak dar, und jemand, der Eisner heißt, führt seinen Namen deswegen, weil sein Vorfahr, der diesen Namen annahm, ein Eisenbändler gewesen ist.

Wir stellen scherzhaft eine Verbindung zwischen dem Eisbein, dem Lieblingsgericht der Berliner und der Norddeutschen, und dem Eise her, indem wir kalte Fäße als „Eisbeine“ bezeichnen; hat man einem langweiligen Vortrage in einem schlecht geheizten oder ungeheizten Saale beigewohnt, so gab es wohl „Eisbeine“ gratis. Aber das Eisbein hat mit dem Eise nichts zu tun. Auf der Suche nach der Erklärung dieses Wortes ist man nun auf das griechische Wort ischion verfallen, und man nimmt jetzt ziemlich allgemein an, daß das mittelniederdeutsche isben, der sprachliche Vater unseres Eisbeines, von diesem griechischen ischion abzuleiten sei. Diese Erklärung hat aber einen argen Haken. Wer einmal Ischias — Schmerzen empfunden hat, weiß, daß ischion das Hüftgelenk ist. Wachsen an dieser Stelle des Körpers den Schweinen die Eisbeine? Dort wachsen die köstlichen Schinken, und sie sollen dort wachsen in alle Ewigkeit. Bei der Erklärung des Wortes Eisbein hat man vielmehr auszugehen von unserem Worte Hache, das „Hers“ bedeutet und das wohl sicher auf denselben Ursprung zurückgeht wie das Wort Haken, dessen Grundbedeutung „Krümmung“ ist. Die Hache (Hers) ist die stärkste Krümmung, die unser Körper aufweist, und man übertrug diesen Ausdruck auch auf andere Teile des menschlichen und tierischen Körpers und insbesondere des Beines. Wir haben nun in unserer Sprache die Worte Hache, Hage, Hachie und Hesse, die sämtlich den Kniebog eines Tieres bedeuten.

Für die Erklärung unseres Wortes Eisbein kommt wohl nur das mittelniederdeutsche Wort hesse in Betracht, das die Bedeutung von „Kniebog“ hat. Unter Bezug auf des anlautenden h ist aus einem mittelniederdeutschen Hessebech das Wort „Eisbein“ entstanden. Man kennt in Berlin noch heute das Wort „Kalbsheife“, das in

bezug auf das Kalb genau dasselbe befaßt, wie das Eisbein in bezug auf das Schwein. Die Berliner Kalbsheife ist nichts anderes als die süddeutsche Kalbsbaze; der Münchener unterscheidet die Kalbsbaze von der Schweinehaze, der Berliner die Kalbsbaze vom Eisbein. Unser Wort Eisbein ist also nichts anderes als ein Heibein, und es beruht auf einer bloßen Laune des Sprachgeistes und der Sprachentwicklung, wenn wir es heute „Eisbein“ und nicht Heibein oder gar „Heißein“ nennen.

Geologisches.

Eine neue Erklärung der Eiszeit. Es mußten überwältigende Beweise dafür beigebracht werden, ehe sich die Bissenhaft zu einer so ungeheuerlichen Annahme bequemen konnte, wie die einer gleichzeitigen Vereisung großer Teile der Erdoberfläche sie darstellt. Noch jetzt erregt die Vorstellung, daß eine fast zusammenhängende Eismasse das ganze nördliche Europa vom skandinavischen Gebirge her bis zu den deutschen Mittelgebirgen und einerseits weit nach dem Innern von Rußland, andererseits bis nach England und Schottland hinüber begraben haben sollte, unsere Einbildungskraft in einem Grade, der einem nüchternen Menschen bedenklich erscheinen will. Trotzdem muß sie als eine so gut begründete Tatsache hingenommen werden, wie sie die Naturwissenschaft nur überhaupt zu bieten vermag. Die Versuche aber, dafür eine Erklärung zu finden, sind bisher durchaus unbefriedigend ausgefallen. Alle möglichen Zusammenhänge haben dazu herhalten müssen, und man hat der Erde die wunderlichsten Schidiale angedichtet, um die Eiszeit dadurch zu rechtfertigen. Bald soll der Koropol der Erde an einer anderen Stelle, etwa im nördlichen Atlantischen Ozean gelegen haben, bald soll die Erde auf ihrer Reise mit der Sonne durch den Weltraum in ganz besonders kalte Gegenden geraten sein, und was dergleichen Phantasien mehr waren. Es hat aber auch nicht an gründlichen Untersuchungen gefehlt, die wenigstens zur Klärung der Frage beigetragen haben. Daß die Ursachen der Eiszeit, die im wesentlichen als eine Veränderung des Klimas zu betrachten ist, nicht im Erdkörper und seiner Atmosphäre allein gelegen haben können, sondern kosmischen Ursprungs gewesen sein müssen, wird jetzt ziemlich allgemein angenommen. Eine neue Erklärung hat der Astronom Dr. Spitaler in Paris dargeboten. Er knüpft an die Tatsache an, daß die Milchstraße mehr Wärme ausstrahlt als der übrige Himmelsraum, was er auf eine größere Zahl von sehr heißen sogenannten Heliumsternen in diesem Gebilde zurückführt. Die Milchstraße verändert nun ihre Stellung gegen die Himmelspole derart, daß sie in 26 000 Jahren einen Kreis von etwa 23 Grad um den Pol der Ekliptik beschreibt. Damit ändert sich ihr Abstand vom Äquator. Falls nun der Wärmeeinfluß der Milchstraße hoch genug wäre, müßte ihre nähere Lage am Äquator zu einer Erniedrigung der Temperatur an den Polen führen und in Abständen von 26 000 Jahren in regelmäßigen Wiederholungen eine Eiszeit veranlassen.

Aus dem Tierleben.

Der australische Urhund. Trotz dem Australien das kleinste der Festländer ist, hat die Naturwissenschaft kaum auf einem anderen Kontinent wichtigere Vereisungen erfahren, und namentlich die Lebewelt Australiens mit ihrer sonst nirgend vorkommenden Eigenart bildet eine unersehbare Ergänzung zu den botanischen und zoologischen Erfahrungen auf der übrigen Erde. Ist schon die Pflanzenwelt höchst merkwürdig, so stellt von den Tieren Australiens fast jedes einzele eine auf diesen Erdteil beschränkte Art dar. Eine der Besonderheiten Australiens ist darin zu erblicken, daß es keine Haustiere hervorgebracht hat. Was die Bewohner jetzt daran besitzen, ist von den Einwanderern mitgebracht worden. Nur von dem australischen Hund, dem Dingo, ist es zweifelhaft, ob er nicht auf australischem Boden gewachsen ist. Dafür ist er auch eigentlich nicht zu den Haustieren zu rechnen, da er durchaus eine wilde Lebensweise führt. Wie sehr er sich von den Menschen emanzipiert hat, geht daraus hervor, daß er auch in den zoologischen Gärten nur recht selten zu sehen ist. Sogar der Berliner Zoologische Garten, der über eine große Sammlung von Hunden verfügt, hat erst kürzlich ein paar Dingos in seinen Besitz gebracht. Die meisten Naturforscher neigen jetzt freilich zu der Annahme, daß der Dingo nur ein verwilderter Haushund ist, doch sind die dagegen erhobenen Einwände nicht leicht zu entkräften. Der Bestumiegler Cool hat ihn jedenfalls als Bewohner Australiens vorgefunden; der Hund ist also schon dort gewesen, ehe von einer Einwanderung in den fünften Erdteil die Rede war. Zur Erklärung seines Vorkommens, falls er überhaupt mit dem Menschen seinen Einzug dort gehalten hat, würden also nur zwei Möglichkeiten bleiben. Entweder müßte er schon vor der Ankunft der Europäer nach Australien gebracht worden sein und sich dann der Pflege des Menschen ganz entzogen haben, oder die Reisenden, die schon vor Cool einige Teile der australischen Küste entdeckt und besucht haben, könnten vielleicht ein Hundepaar absichtlich oder unabsichtlich dort gelassen haben, das eine außerordentlich starke Vermehrung und selbstverständlich eine Verwilderung erfahren hat. Die Dingos werden in Australien auch keineswegs geschätzt, sondern ganz als Raubtiere verfolgt. Sogar die später eingeführten eigentlichen Haushunde sehen in den Dingos keine Verwandten, sondern einen natürlichen Feind.